

Vorableseprobe - Bitte beachten Sie, dass dies noch keine endgültige Fassung ist, und ggf. noch Änderungen erfolgen bzw. evtl. noch Fehler enthalten sind. Wir bitten dies zu entschuldigen.

OKKO HERLYN • **Das Glaubensbekenntnis**

Leseprobe

Leseprobe

OKKO HERLYN

Das Glaubensbekenntnis

Verstehen, was wir bekennen

Inhaltsverzeichnis

- I. WAS IST EIGENTLICH EIN BEKENNTNIS?
Ein paar Beobachtungen vorweg
- II. „ICH GLAUBE AN GOTT“
Aufbruch in ein Abenteuer
- III. „DEN VATER“
Heilsame Irritation
- IV. „DEN ALLMÄCHTIGEN“
Bollwerk gegen Omnipotenzphantasien
- V. „DEN SCHÖPFER DES HIMMELS
UND DER ERDE“
Von einem alten Konflikt
und einer neuen Neugier
- VI. „UND AN JESUS CHRISTUS“
Die Frage, wer das Sagen hat

- VII. „SEINEN EINGEBORENEN SOHN,
UNSERN HERRN“
Ein Geheimnis mit Selbstverpflichtung
- VIII. „EMPFANGEN VON DEM HEILIGEN GEIST,
GEBOREN VON DER JUNGFRAU MARIA“
Sinnvoller Stolperstein
- IX. „GELITTEN UNTER PONTIUS PILATUS“
Mehr als eine Marotte
- X. „GEKREUZIGT, GESTORBEN UND
BEGRABEN, HINABGESTIEGEN
IN DAS REICH DES TODES“
Eine Ungeheuerlichkeit,
die uns zugutekommen soll
- XI. „AM DRITTEN TAGE AUFERSTANDEN
VON DEN TOTEN“
Machtvoller Eingriff in eine Welt des Todes
- XII. „AUFGEFAHREN IN DEN HIMMEL,
ER SITZT ZUR RECHTEN GOTTES,
DES ALLMÄCHTIGEN VATERS“
Zur Abwechslung eine Predigt
zum Himmelfahrtstag
- XIII. „VON DORT WIRD ER KOMMEN,
ZU RICHTEN DIE LEBENDEN
UND DIE TOTEN“
Erhobenes Haupt statt Selbstverwerfung

- XIV. „ICH GLAUBE AN DEN HEILIGEN GEIST“
Gottes bewegende Gegenwart
- XV. „DIE HEILIGE CHRISTLICHE KIRCHE,
GEMEINSCHAFT DER HEILIGEN“
Keine religiöse Wagenburg
- XVI. „VERGEBUNG DER SÜNDEN“
Verdrängung geht anders
- XVII. „AUFERSTEHUNG DER TOTEN
UND DAS EWIGE LEBEN“
Gottes letztes Wort
- XVIII. HILFREICH ZU WISSEN
Zusätzliche Informationen
für neugierig Gewordene
- XIX. WARUM ICH GLAUBE
Ausnahmsweise ein persönliches Nachwort

Leseprobe

I. WAS IST EIGENTLICH EIN BEKENNTNIS?

Ein paar Beobachtungen vorweg

„Wir wollen nun gemeinsam unseren christlichen Glauben bekennen. Dazu bitte ich Sie – soweit es Ihnen möglich ist – aufzustehen.“ Frau Litterscheid, die heute den Dienst einer Lektorin versieht, blickt uns aufmunternd an. Wenig später stehen wir in Reih und Glied und sprechen leicht schleppend, doch immerhin im gleichen Rhythmus miteinander die alt vertrauten Worte: „Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erden ...“

Merkwürdig. Seit meiner Zeit als Konfirmand hat sich nichts geändert. Dieselben Worte, dieselbe „Choreographie“, dieselbe etwas klamme Stimmung im Raum. Hier und da auch dieselbe Schwierigkeit, bei den vielen verschiedenen Aussagen noch einigermaßen mitzukommen. Während ich noch ein wenig über „den Allmächtigen“ nachdenke, geht es schon um den „eingeborenen Sohn“. Und sobald ich versuche, mir über „geboren von der Jungfrau Maria“ den Kopf zu zerbrechen, ist die versammelte Gemeinde schon bei der „Auferstehung der Toten“ angelangt. Fast ein wenig stressig.

Manche, denen ich meine kleine Not schon mal anvertraue, sagen mir, dass es doch gar nicht nötig sei, immer alles verstehen zu müssen. Das sei so eine typisch protestantische Marotte, den Glauben sozusagen zu „verkopfen“. Man verstehe ja schließlich auch sonst so manches nicht im Leben, ohne sich gleich einen Stress daraus zu machen. Hier komme es doch auf etwas anderes an. Worauf denn dann, bitteschön? Nun, auf das sich Einfinden in eine Tradition. Auf das Erleben einer Gemeinschaft. Oder auch nur auf das gefühlsmäßige Berührtwerden durch den Klang altvertrauter Worte. Bei Lesen eines Gedichtes beispielsweise verlange man ja auch nicht danach, zu jedem poetischen Bild ein Kurzreferat zu hören. Es reiche doch völlig aus, die alten Worte mitzusprechen und sich irgendwie darin „aufgehoben“ zu fühlen.

Ich merke, wie mich diese Antwort nicht wirklich zufriedenstellt. Geißelt nicht schon die Bibel das gedankenlose Plappern von Gebeten? Das mechanische Herunterleiern vermeintlich frommer Worte? Das bloße Festhalten an sinnentleerten Traditionen? „Wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern wie die Heiden; denn sie meinen, sie werden erhört, wenn sie viele Worte machen“, heißt es doch immerhin schon in der Bergpredigt Jesu (Matthäus 6, 7). Ist also das Glaubensbekenntnis so ein vermeintlich frommer, aber im Grunde doch stroherner Text, der mit seinen vielen sperrigen Aussagen von dem heutigen Menschen kaum noch nachvollziehbar ist? Eine Bremer Gemeinde hat deshalb bereits vor Jahren das gottesdienstliche Glaubensbekenntnis ganz gestrichen. Begründung: Gemeindeglieder hatten moniert, „sie könnten einige Passagen nicht guten Gewissens mitsprechen“. Ist also das Glaubensbekenntnis dort, wo es nun einmal noch im Gottesdienst gesprochen wird, am Ende nicht mehr als eine Art liturgische Deko, ähnlich dem

Altarschmuck oder den bunten Kirchenfenstern? Was hat es mit dem Glaubensbekenntnis überhaupt auf sich? Ja, was ist eigentlich ein Bekenntnis? Gute Frage.

Im Wort „Bekenntnis“ steckt – man erkennt es unschwer – das Wort „bekannt“. Bekenntnis im ursprünglichen Sinne bedeutet also: etwas bekannt, etwas kenntlich machen. Solche „Kenntlichmachungen“ begegnen uns im Alltag laufend. Jemand outet sich mit Schal und Wimpel als „bekennender Schalke-Fan“. Ein anderer gesteht seiner Angebeteten gegenüber seine Liebe. Im Gericht bekennt sich ein Angeklagter als schuldig oder nicht schuldig. Der Vorsitzende des Sächsischen Landesbauernverbandes forderte kürzlich von Seiten der Politik „ein deutliches Bekenntnis zu Großbetrieben als Bestandteil einer vielfältigen Agrarstruktur“. Und hohe Vertreter beider Nachbarländer bekennen sich in regelmäßigen Abständen zur deutsch-französischen Freundschaft. Allen ist gemeinsam, dass sie etwas von sich – eine Haltung, eine Erwartung oder eine Überzeugung – preisgeben, eben anderen gegenüber „kenntlich“ machen.

Bevor es zu einer solchen Kenntlichmachung anderen gegenüber kommt, muss man sich also erst einmal über seine eigene Haltung, Erwartung oder Überzeugung Klarheit verschaffen. Insofern ist ein Bekenntnis zunächst einmal nichts anderes als eine Art *Selbstidentifizierung*. Wer sich zu etwas bekennt – egal ob zu seiner Schuld, zu einer geliebten Frau, zu Schalke 04 oder zur deutsch-französischen Freundschaft –, sagt ja etwas Grundlegendes über sich selbst aus. Solche zumindest gelegentlichen Selbstidentifizierungen sind beileibe nicht überflüssig. Zumindest von Zeit zu Zeit kann es ja durchaus sinnvoll sein, dass man sich darüber klar wird, wohin man gehört, was man für wichtig erachtet, woran man glaubt oder worauf man

hofft. Wer sich etwa zu den allgemeinen Menschenrechten bekennt, sagt damit zunächst einmal das, was ihm wichtig ist. Man bekennt eben „sich“.

Aber eine bloße Selbstidentifizierung könnte auch im stillen Kämmerlein erfolgen oder in einem persönlichen Tagebuch ihren Platz haben. Zum Bekenntnis kommt es erst da, wo solch eine Überzeugung oder Haltung nach *außen* tritt. Insofern ist ein Bekenntnis in der Tat immer eine *Bekanntgabe*. Gegenüber der Angebeteten, gegenüber dem Gericht, gegenüber den anderen Fans im Stadion oder gegenüber den Mitmenschen, mit denen ich gerade im Gespräch bin. „Wer mich bekennt *vor den Menschen* ...“, sagt Jesus verschiedentlich. Wer sich bekennt, setzt sich also grundsätzlich einer Öffentlichkeit aus, wie groß oder klein sie auch immer sein mag. Dass meine innerste Überzeugung überhaupt gelegentlich „nach draußen“ will, dafür mag es verschiedene Gründe geben. Allgemein kann man wohl sagen: „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über“ (Matthäus 12, 24). Ein Szene-Witz sagt: „Woran erkennt man einen Veganer?“ Antwort: „Er sagt es dir.“

Wenn es nun im Gottesdienst heißt, dass wir „unseren christlichen Glauben bekennen wollen“, so kann man füglich fragen, ob es sich hier überhaupt um ein Bekenntnis handelt. Immerhin hat es eine gewisse Logik, wenn manche reformierten Gemeinden aus diesem Grund auf ein gottesdienstliches Glaubensbekenntnis verzichten. Denn welchen „anderen“ gegenüber sollte hier etwas kenntlich gemacht werden? Den übrigen Gottesdienstteilnehmern, die neben mir dieselben Worte „bekennen“? Oder am Ende nur Gott gegenüber? Dass manche beim Aussprechen des Glaubensbekenntnisses die Hände falten, ihre Augen schließen und die Gemeinde das Ganze

mit einem „Amen“ beschließt, könnten dann Zeichen in diese Richtung sein. Also mehr eine Art Gebet. Aber „Bekenntnis“?

Wir werfen einen ersten Blick drauf:
„Ich glaube an Gott,
den Vater, den Allmächtigen,
den Schöpfer des Himmels und der Erde.

Und an Jesus Christus,
seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn,
empfangen durch den Heiligen Geist,
geboren von der Jungfrau Maria,
gelitten unter Pontius Pilatus,
gekreuzigt, gestorben und begraben,
hinabgestiegen in das Reich des Todes,
am dritten Tage auferstanden von den Toten,
aufgefahren in den Himmel;
er sitzt zur Rechten Gottes,
des allmächtigen Vaters;
von dort wird er kommen,
zu richten die Lebenden und die Toten.

Ich glaube an den Heiligen Geist,
die heilige christliche Kirche,
Gemeinschaft der Heiligen,
Vergebung der Sünden,
Auferstehung der Toten
und das ewige Leben.“

Mir fällt zunächst auf, dass in diesem Text das Wort „beken-
nen“ gar nicht vorkommt, und frage mich, ob es da nicht konse-
quenter wäre, beim gottesdienstlichen Glaubens„bekenntnis“

eher von einer *Selbstvergewisserung* des Glaubens zu sprechen? Von mir aus auch vor den Ohren Gottes, also im Gebet. Damit kein Missverständnis aufkommt: Gelegentlich kann solch eine Selbstvergewisserung ja durchaus notwendig sein. Wer von uns wäre denn niemals verunsichert in seinem Glauben? Wer von uns könnte denn nicht auch den Zweifel und die Anfechtung? Wer von uns wäre denn nicht auch immer wieder von sehr grundsätzlichen Fragen umgetrieben? Da ist es schon sinnvoll, dass man sich – wenigstens von Zeit zu Zeit – klar macht: „Ich *weiß*, woran ich glaube“. Um es mit einem bekannten Kirchenlied zu sagen.

Aber auffallend ist doch auch, dass die Worte unseres gottesdienstlichen Glaubensbekenntnisses im Gespräch mit anderen, also wirklich einmal „vor den Menschen“, so gut wie gar keine Rolle spielen. Wer von uns bediente sich denn, wenn es im Alltag wirklich einmal zu einem Austausch über Glaubensdinge kommt, tatsächlich jener Formulierungen, die uns im Gottesdienst so routiniert über die Lippen kommen? Wer von uns antwortete denn etwa auf die harmlose Frage, weshalb wir uns zur Kirche halten, mit den Worten: „Weil ich an Gott, den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erden glaube“. Von dem „eingeborenen Sohn“, dem Geborensein „von der Jungfrau Maria“ oder der „Auferstehung der Toten“ ganz zu schweigen. Es ist offenbar eine ganz besondere Sache, oder sollen wir sagen: eine ganz besondere Herausforderung, sich im Alltag des Lebens zu seinem christlichen Glauben zu bekennen. Also, wenn man so will, seine *eigenen* Worte des Glaubens zu finden.

Dabei kann es nun allerdings doch hilfreich sein, sich immer wieder auf die Worte zu besinnen, die andere weit vor uns ge-

wählt haben, um ihrem Glauben Ausdruck zu geben. Nicht indem wir sie wieder und wieder gedankenlos nachplappern, sondern indem wir uns vornehmen, über ihre einzelnen Aussagen einmal in Ruhe *nachzudenken*. Es könnte ja sein, dass uns diese alten Worte, die einem manchmal so vorkommen, als seien sie geradezu in Stein gemeißelt, am Ende gar nicht mehr so steinern und unzugänglich vorkommen. Dass sie durchaus lebendig werden und uns geradezu inspirieren, eben dann auch unsere eigenen Worte des Glaubens zu finden. Vorausgesetzt, wir *verstehen*, was wir da sonntags im Gottesdienst – vor wem auch immer – bekennen.

Genau darum soll es im Folgenden gehen.

II. „ICH GLAUBE AN GOTT“

Aufbruch in ein Abenteuer

1. „Ich“ und „ich“ sind zweierlei

„Ich kann da natürlich nur für mich sprechen.“ Katharina macht ein irgendwie endgültiges Gesicht. Wir befinden uns gerade in einer Planungsrunde für den nächsten Betriebsausflug. Die Vorstellungen darüber, wo es diesmal hingehen soll, gehen deutlich auseinander. Hart stehen sich eine Duisburger Hafenrundfahrt, der Allwetterzoo in Münster und eine zünftige Bergische Kaffeetafel gegenüber. Katharina, weil ursprünglich vom Niederrhein stammend, hat soeben ihr Plädoyer für das heimatliche Duisburg gehalten. „Aber ich kann da natürlich nur für mich sprechen.“ Leider sind wir mit dieser Feststellung um keinen Deut weitergekommen. Aber das steht auf einem anderen Blatt.

Dass man „nur für sich“ sprechen kann, scheint mittlerweile zu einer Art Dogma geworden zu sein. Sätze, die Allgemeingültigkeit beanspruchen, werden mehr und mehr empört zurückgewiesen: „Bitte niemals ‚man‘ sagen! Grundsätzlich nur